

# GESELLSCHAFT

## ANARCHISTEN-BUCH

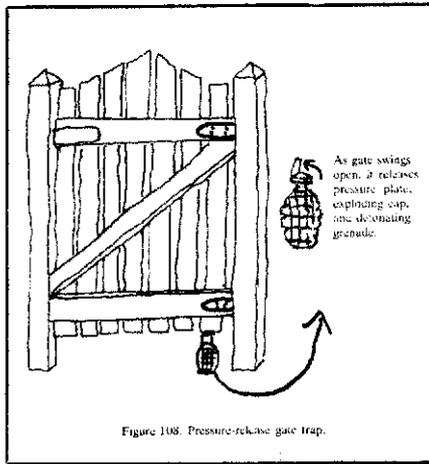
### Kochen und Killen

Man nehme 15 Pfund Bananen, esse die Frucht, kratze den mehligsten Rest aus den Schalen, koche daraus einen Brei und trockne ihn im Ofen. Resultat: ein mildes, aber legales Haluzinogen, genannt „Musa Sapientum bananadine“.

Man nehme eine Gasmasken, mixe und erhitze zehn Teile Glycerin und zwei Teile Natriumbisulfat unter Zuhilfenahme von 26 Gerätschaften aus dem Hobby-Shop. Resultat: Tränengas.

Man nehme eine Hutnadel und steche sie dem Feind unauffällig durchs Ohr ins Hirn. Resultat: ein geräuschloser Tod, der ganz nach Herz-attacke aussieht.

Das sind nur drei — vergleichsweise harmlose — Rezepte aus einem neuar-



„Kochbuch“-Illustration  
Erinnerung an James Bond

tigen Kochbuch, das die Amerikaner seit Jahresanfang auf dem Büchermarkt für zwölf Dollar (Leinen) oder für 5,95 Dollar (Paperback) kaufen können. Titel: „The Anarchist Cookbook“.

Selten hat ein Anarchisten-Leitfaden so solides, gebündeltes Wissen für Revoluzzer-Aspiranten vermittelt. Wie Bomben im Keller gebastelt, LSD oder TNT in der Küche gebraut und Brücken aller Größenordnungen mit Sicherheit gesprengt werden; wie Gegner im unbewaffneten Zweikampf geblendet, paralytisiert, gekillt oder wie schmerzhaft Chemikalien-Attacken der Polizei auskuriert werden können — das Kochbuch läßt kaum aktuelle Underground-Probleme offen.

Das Werk, als Nobelausgabe in schwarzes Leinen gebunden, ist die Fleißarbeit eines Studenten. William Powell, 21, von der Philosophischen Fakultät des Windham College in Putney (US-Staat Vermont) zeichnet als Verfasser.

\* William Powell: „The Anarchist Cookbook“. Verlag Lyle Stuart, New York; 160 Seiten; 12 Dollar.

Er widmet sein Kochbuch nicht etwa Guerrilleros oder Tupamaros, Hippies oder Yippies (Powell: „Die wissen eh schon alles“). Er schrieb es für „Anarchisten mit Selbstdisziplin“ und, vor allem, für das „wirkliche Volk Amerikas, die ‚silent majority‘“.

„Wenn die schweigende Mehrheit überleben soll“, argumentiert der Verfasser, „muß sie sich Wissen aneignen“ — Wissen über Drogen, Waffen, Sprengstoff, Killen; das sei der „eigentliche Zweck“ seines Kochbuchs.

Das Risiko der Zweckentfremdung freilich können weder Verfasser noch Verleger ausschließen. „Warnung!“, so steht es in großen Lettern auf der Buchhülle, „Die hier besprochenen Punkte sind illegal und stellen eine Bedrohung dar. Wichtiger noch, fast alle Rezepte sind gefährlich... Lassen Sie Sorgfalt, Vorsicht und gesunden Menschenverstand walten.“ Und: „Dies Buch ist weder für Kinder noch für Schwachsinnige geeignet.“

Für Schwachsinnige allenfalls noch zuträglich wäre das erste Kapitel über Drogenmißbrauch und -gebrauch. Es ist das einzige, das tatsächlich Kochrezepte enthält.

Haschisch und Marihuana sind dort Ingredienzen superber Küchenkunst, Pot-Suppe, Grass-Eintopf und Hasch-Kekse (mit Rosinen, Ingwer, Feigen und Nüssen) deren Produkte. Der höchste Genuß, den die Pot-Küche bietet, ist laut Kenner Powell „ein frisches Marihuanablatt, eingetunkt in geschmolzene Butter, bestreut mit Salz“.

New Yorker Kenner können Pot, Marke „New York weiß“, sogar im Untergrund pflücken: Bei polizeilichen Hausdurchsuchungen rasch durchs Klo gespülter Stoff hat angeblich im gut gedüngten unterirdischen Kanalisationsgewölbe Wurzeln geschlagen; mangels Sonnenschein blieben allerdings die Blätter hell.

Wie und wo in den Abwasser-Untergrund hinabgetaucht werden kann, enthüllen Systemkarten, zu entleihen in jeder städtischen Bibliothek. Den potentiellen Tupamaros empfiehlt der Kochbuch-Verfasser, da unten Telefonkabel zu durchschneiden, um so den Informations- und Kommunikationsfluß des Establishments zu sabotieren.

Unerlässlich sei es für Freiheitskämpfer, mit der Technologie ihrer Zeit Schritt zu halten. So informiert er über Underground-Radiostationen, Abhöranlagen, Zerhacker und Bezugsquellen für verzwante Telephone.

Viele der — sämtlich skizzierten — Tips für Sprengstoff-Fallen („booby traps“) an Türklinken und Gartentoren, in Kaminen, Tabak- und Trillerpfeifen erinnern noch an James Bond. Wahrhaft schauerlich sind erst die mörderischen Chemikalien-, Gas-, Bomben- und Schießpulver-Rezepturen, darunter allein 61 Ammoniumnitrat-Mixturen.

Amerikas Bürger sind offenkundig gewillt, Informationslücken zu schließen. Schon vor dem offiziellen Veröffentlichungstermin vor sechs Wochen war die erste Auflage von 6500 Exem-

ten übertariflichen Löhnen zuzulegen — etwa 30 Lire pro Stunde.

Damit mochten sich aber die italienischen Müller-Mitarbeiter nicht zufriedengeben. Abwechselnd streikten und bummelten sie. Da beschloß Deutschlands reichster Schneidermeister, bis zur Klärung des Falls überhaupt keine Löhne mehr auszuzahlen.

Am 29. Januar schien der Fall geklärt. Der Hosenfabrikant einigte sich mit örtlichen Gewerkschaftsvertretern auf eine Lohnerhöhung von 25 Prozent. Damit aber waren nun die Betriebsräte der Wipperfürth-Werke nicht mehr zufrieden. Sie verlangten zusätzliche Tarifierhöhungen von 67 und 70 Prozent. „Das hätte bedeutet, daß ich Stundenlöhne von zehn Mark hätte zahlen müssen“, empörte sich Müller-Wipperfürth, „und das in Italien — ich bin doch schließlich kein Weihnachtsmann.“

Seine Belegschaft wandte sich daraufhin mit Flugblättern an die Öffentlichkeit: „Arbeiter und Bürger, wir können es nicht zulassen, daß dieses deutsche Individuum so einfach nach Italien kommt, um uns zu unterdrücken, damit wir ihm zu Willen sind.“

Den wahren Grund der Kontroverse sieht Gewerkschaftsfunktionär Burberry in der „arroganten Selbstherrlichkeit“ des Kleiderfabrikanten und seines Managements. Zwar sei die Belegschaft mit den sozialen Einrichtungen und — bis vor kurzem — auch mit der Entlohnung zufrieden gewesen. Aber ständige Diskriminierungen und Beleidigungen der Arbeiter (übliche Redewendung von Vorgesetzten: „Du denkst wohl mit dem Hintern und nicht mit dem Kopf“) hätten ein unerträgliches Betriebsklima geschaffen.

Zum ersten Krach war es in Osona bereits im Oktober gekommen. Damals hatte Müller-Wipperfürth 27 Arbeiterinnen, die für soziale Verbesserungen streiken wollten, in den Zwangsurlaub geschickt. Prompt waren daraufhin empörte Italiener mit Transparenten vor dem deutschen Generalkonsulat in Mailand aufmarschiert und hatten in Sprechchören gerufen: „Müller, das ist das letztemal, daß du uns betrügst.“ Und: „Alfons Müller-Hitler, es ist Schluß mit der Sklaverei.“

Auch in der jüngsten Kontroverse zogen die Arbeiter wieder vor die deutsche Vertretung. Gemeinsam appellierten schließlich Proletarier und Diplomaten an den Unternehmer, wieder an den Verhandlungstisch zurückzukehren. Doch Müller-Wipperfürth blieb hart: „In Italien ist endgültig Schluß.“

Der Steuerflüchtling mit doppelter (deutscher und monegassischer) Staatsangehörigkeit, der von seinen italienischen Betrieben vorwiegend seine 180 westdeutschen Textil-Häuser belieferte, hat sich inzwischen nach neuen, billigen Produktionsmöglichkeiten umgesehen. „Ich kann jederzeit in einem Ostblockland produzieren“, meinte der Schneidermeister: „Man möchte es ja nicht glauben, aber in der heutigen Zeit sind die Kommunisten tatsächlich noch die einzigen anständigen Menschen.“

plaren fast vergriffen. Bis Mitte letzter Woche waren bereits 11 500 Kochbücher verkauft.

„Ich habe es nicht gedruckt, um Geld damit zu machen“, staunte Cookbook-Verleger Lyle Stuart in New York. Aber: „Fast sieht es so aus, als täte ich's.“

## BELGIEN

### KÖNIGSHAUS

#### Armer Mann

Die Belgier feierten ihn als Regenten des Widerstands. Fast sechs Jahre stand er im Zentrum der politischen Macht des Zweivölkerstaats. Als Miterbe des Riesenvermögens der belgischen Königsfamilie war er Millionär.

Heute ist Prinz Charles von Belgien, 67, jüngerer Bruder des Exkönigs Leopold III., mit der königlichen Familie zerstritten, als Politiker unbedeutend und sieht sich zudem noch um sein Vermögen betrogen. Vergebens versucht er, sich von belgischen Gerichten bestätigen zu lassen, daß der Bankier Oliver Allard, 61, ihn um rund 18 Millionen Mark geprellt habe.

Prinz Charles: „Baron Allard durfte mein Vermögen ohne die geringste Kontrolle verwalten. Eines Morgens war ich ein armer Mann.“

Dabei hatte der Prinz seinem Bankier vor vier Jahren vor einem Notar bestätigt, daß er gegen ihn keine Forderungen mehr habe. Kurz nach der Entlastung jedoch erhob Charles Anklage wegen Betrugs. Am 9. Februar 1971 verschickte das Landgericht Brüssel die Anklage gegen Allard wegen Urkundenfälschung.

Der Fall, so befand das belgische Nachrichtenmagazin „Pourquoi Pas?“, habe den Zuschnitt „einer Tragödie von Shakespeareschen Ausmaßen“. Denn die Familie Allard und das belgische Königshaus sind seit fast einem Jahrhundert eng miteinander verbunden. 1929 belohnte die Krone den Bankier mit der Baronie.

Vor dreizehn Jahren schlossen Oliver Allard und Prinz Charles Freundschaft. Beide hatten eines gemeinsam: einen älteren Bruder, den sie nicht ausstehen konnten. Allards Bruder Antoine hatte für Bankgeschäfte wenig Interesse und machte als „roter Baron“ aus seinen Sympathien für die Kommunisten kein Hehl. Charles wiederum warf seinem älteren Bruder Leopold III. vor, er regiere autoritär und egoistisch.

Der König ließ sich von den deutschen Besatzern 1944 nach Deutschland verschleppen. Prinz Charles dagegen schloß sich gleich nach der deutschen Invasion dem Widerstand an.

Die aus London zurückgekehrte Exilregierung mit Paul-Henri Spaak setzte darauf am 20. September 1944 die Ernennung des Prinzen zum Regenten durch. Er umgab sich mit fähigen Beratern, die belgischen Politiker respektierten ihn. Frankreichs „Monde“ attestierte: „Ohne ihn wäre die



Belgier-Prinz Charles  
Kein Vertrauen zum Baron

Monarchie wahrscheinlich für immer untergegangen.“

Doch der König, der nach Kriegsende in die Schweiz übersiedelt war, wollte auf seinen Thron nicht verzichten. In Belgien führten die Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern und Gegnern Leopolds schließlich zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen. 1950 sprachen sich in einer Volksabstimmung 57,6 Prozent der Belgier für die Rückkehr des Königs aus. In den wallonischen Provinzen jedoch waren bis zu 58 Prozent dagegen.

Die Wallonen drohten damals mit Sezession. Leopold dankte ab, Charles übergab die Regentschaft seinem damals noch nicht volljährigen Neffen Baudouin, dem heutigen König.

Dem Ende der politischen Macht folgten Familienszenen. Prinz Charles ging auf Reisen.

Allard war in jenen Tagen immer in der Nähe des Prinzen. 1960 beauftragte Charles den Bankier, seine Besitzungen in Belgien zu verkaufen und den Erlös in Aktien und Grundstücken außerhalb des Königreichs anzulegen.

Jahre später erinnert sich der Prinz: „Ich hatte uneingeschränktes



Wasserhändler Stang am Zapfhahn  
3000 Liter ohne Chlor

Vertrauen zu ihm.“ Allard habe dieses Vertrauen mißbraucht.

Der Baron wiederum behauptet: „Der Prinz gab sein Geld unüberlegt aus. Sein Haß auf die königliche Familie, der er bei seinem Tode nichts hinterlassen will, hat ihn zu gefährlichen Finanzmanövern getrieben. Er ist für seinen Ruin selbst verantwortlich.“

## NORWEGEN

### QUELLWASSER-EXPORT

#### Geld vor der Tür

Klares Wasser zu Vollmilchpreisen verkauft der Norweger Thomas Stang, 73. Er hat bereits einige Zehntausend Liter „Norwater“ — natürliches Quellwasser ohne besondere Heilkräfte aus Fossing bei Kragerø in Norwegen — zu Geld gemacht.

Das Füllgut kostet den Wassermann keinen Öre. Es sprudelt vor der Haustür seines Sommersitz-Bauernhofs Østre Fossing am Oslofjord aus einem Quell am Fuß eines Felsens.

Dort kam dem ehemaligen Gutsbesitzer schon vor Jahren die Idee, der desinfizierten Brühe Konkurrenz zu machen, die aus so vielen städtischen Wasserleitungen fließt. Aber er scheute die Unkosten des Zweiwegflaschen-Systems. Letzten Herbst entschied er sich deshalb für Papp-Packungen.

Beim Norwegischen Wasserforschungs-Institut beschaffte er seiner Quelle das Gütesiegel. Von Norwegens Exportrat ließ er die Marktchancen erkunden: Viele Hotels und Restaurants möchten ihre Mixgetränke mit Norwater aufordnen.

Mit drei Landsleuten und 100 000 Mark Kapital gründete Stang die „Norwegische Wasserquellen AG“. Die ersten Zwei-Liter-Kartons (Abgabepreis: 90 Pfennig, Ladenpreis: 1,30 Mark) wurden in Norwegen verkauft, aber zugleich als Werbung nach Schweden, Dänemark und Belgien geschickt. Eine Schweizer Hotel-Kette bestellte 250 Liter Probierwasser.

Schon kann der Handabfüll-Betrieb mit den Aufträgen nicht Schritt halten. Nächsten Monat wird eine vollautomatische Abfüllanlage installiert. Und da die Quelle nur 3000 Liter pro Stunde leistet, hat sich die Wasser-AG im Lande vorsorglich Reservequellen gesichert.

Durch eine Norwater-Reportage des schwedischen Fernsehens wurden vor allem die Schweden quellwasserstüchtig, zum Beispiel zehn Städte mit über einer Million Bürger rund um den Väner-See (Südwestschweden). Aus ihren Leitungen fließt nur Seewasser, das durch Ufer-Industrien stark verschmutzt und mithin kräftig gechlort ist. Die Schweden bestellten bei Stang & Co. vorerst zwei Millionen Liter.

Bei anhaltendem Geschäft können die Norwater-Aktionäre bald Millionäre sein. Stangs Ur-Quell am Oslofjord allein produziert 25 Millionen Liter pro anno. Falls ein solcher Jahrgang verkauft wird, bringt er — brutto — über elf Millionen Mark ein.